



Wie schön, wenn Syrer anderen Syrern die Artefakte zeigen, die Deutsche einst nach Deutschland gebracht haben, legal oder auch nicht

Foto Gordon Welters / Laif

## Heimat, täglich von 10 bis 8

Multaka heißt Treffpunkt. Unter diesem Namen wurden 18 Geflüchtete aus Syrien und dem Irak zu Museumsführern ausgebildet. Sie erklären nun anderen Geflüchteten die Geschichte ihrer Heimat, mitten in Berlin

Das Pergamonmuseum ist verhüllt. „Ah, hier ist wohl dicht“, sagt einer in Regenjacke. „Na ja, ham wer wenigstens gesehen, wo die Mutti wohnt.“ Die Deutschen nennen sie Mutti, die Menschen, die vor der mazedonischen Grenze festsitzten, nennen sie Mama Merkel. Da können noch so viele Unterschiede zwischen den Deutschen und den Flüchtlingen beschworen werden, an der gemeinsamen Terminologie ist nicht zu rütteln. Ja, Bundeskanzlerin Angela Merkel wohnt gegenüber, da, wo die Polizisten stehen.

Der Eingang zum Pergamonmuseum liegt dieser Tage zwischen Neuem Museum und Alter Nationalgalerie. „Das finden schon die meisten Deutschen nicht“, sagt Robert Winkler. Es ist 15.25 Uhr am Mittwoch. Vor 25 Minuten hätte eine Führung im Museum für Islamische Kunst beginnen sollen. Eine Führung von Geflüchteten für Geflüchtete, das Projekt nennt sich Multaka. Der Kunsthistoriker Winkler leitet es mit der syrischen Kulturmanagerin Razan Nassreddine. Einige Führungsteilnehmer warten schon, auch eine Studentin aus Lüneburg, die eine Seminararbeit darüber schreibt, wie Museumsobjekte durch die Besucher in neue Kontexte gebracht werden. Ob die Steine hören, wenn man Arabisch zu ihnen spricht?

Wir warten. Bezahlen muss keiner, sich anmelden auch nicht, die meisten haben über Facebook von der Führung erfahren. Multaka ist schwellenlos, es gibt keine Formulare, keine Stempel, und wenn mal eine dazwischen ist, die nicht geflüchtet ist, fällt das nicht auf. Wenn es so etwas gibt wie „typisch deutsch“, dann ist Multaka das Gegenteil davon.

Die Idee für das Projekt hatten Mitarbeiter des Syrian Heritage Archive im letzten September, Archäologen, die, von Syrern unterstützt,

das vorhandene Material zu Syrien in ihren Archiven digitalisieren, um so die durch den Krieg gefährdeten oder bereits zerstörten Kulturgüter vor dem Vergessen zu bewahren. Die Finanzierung für Multaka durch das Projekt „Demokratie leben!“ des Familienministeriums und weitere wie die Schering-Stiftung und die Freunde des Museums für Islamische Kunst stand im Oktober. Im November wurden 18 Geflüchtete, darunter Restauratoren und Juristen, zu Museumsführern ausgebildet und auf das Museum für Islamische Kunst und das Vorderasiatische Museum im Pergamonmuseum, die Skulpturensammlung und das Museum für Byzantinische Kunst im Bode-Museum und das Deutsche Historische Museum verteilt. Sie bekommen für jede Führung 40 Euro. Im Dezember ging es los. Seither finden jeden Mittwoch und Samstag um 15 Uhr Führungen statt. Manchmal kommen zehn, vor zwei Wochen kamen einmal neunzig Leute.

Kefah Ali Deeb führt durch das Vorderasiatische Museum, heute begleitet sie einen Kollegen. Deeb, 33, ist vor einem Jahr über den Libanon und die Vereinigten Arabischen Emirate nach Deutschland gekommen. Sie stammt aus Latakia, der Hafenstadt fünfzig Kilometer südlich der türkischen Grenze, die sie für ein Kunststudium in Damaskus hinter sich gelassen hat. Sie ist Kinderbuchautorin und Künstlerin. Aber das Interesse an Kunst sei in Syrien nicht besonders groß, erzählt Deeb. Außerdem: „Je weniger die Menschen über ihre eigene Kultur und Geschichte wissen, desto ungefährlicher sind sie, das ist Teil der Regierungsideologie.“ Wörüber sie viel gelernt hätten, seien die vermeintlichen Erfolge gewesen: Wie glorreich man die Osmanen verjagt habe! Wie erfolgreich man die Franzosen losgeworden sei! Und wie Hafiz al Assad, der Vater von Baschar, aus den Trümmern grauer Vorzeiten ein strahlendes Syrien erbaut hätte!

Dementsprechend wenig Wissen bringen auch die Besucher ihrer Führungen mit. Und seien deshalb umso erstaunter, wenn sie in Deutschland, in der Fremde, in dem Land, das vielleicht einmal ihr Zuhause sein wird, das erste Mal die Geschichte ihrer Heimat entdecken. Jeden Tag von zehn bis zwanzig Uhr, außer montags, da ist zu.

Wie die 3000 Jahre alten Statuen aus Tell Halaf, die der Amateurarchäologe Max von Oppenheim 1899 auf einer diplomatischen Reise entdeckte. Bauschmuck vom Palast des aramäischen

Fürsten Kapara, überlebensgroße Stiere, Greife und Götterfiguren. Seit 2011 sind die Figuren im Pergamonmuseum zu sehen. „Sie kommen aus der Nähe meiner Heimat, sie sind mir hier das Liebste“, sagt Deeb. Obwohl die erste Begegnung mit ihnen heftig war. „Ich habe mich gefreut, dass unser kulturelles Erbe sicher ist. Gleichzeitig war ich so traurig, weil all das hier ist und nicht in Syrien“, sagt Deeb und schiebt hinterher: „Aber dort wäre es wohl abgetragen, verkauft, zerstört worden.“ In Syrien war Deeb eine berühmte Oppositionelle. Sie war mehrfach inhaftiert, von ihrem Lebensgefährten fehlt seit seiner Verhaftung vor drei Jahren jede Spur. Da steht diese Frau in türkischer Regenjacke und erzählt freudestrahlend von 3000 Jahre alten Götterstatuen, aber was unter ihren schwarzen Locken liegt, welche Erinnerungen, welche Sorgen, das kann man nicht errahnen. Ich frage nicht weiter. Ein syrischer Freund, der lange vor dem Krieg als Student nach Deutschland kam, sagte letztes: „Als Syrer hast du keine Privatsphäre mehr, du bist eine tragische Figur und hast gefälligst auf alle indiskreten Fragen zu antworten. Wenn ich dann sage, dass ich kein Flüchtling bin, sind die meisten enttäuscht.“

Mittlerweile sind alle 17 Teilnehmer da. Die Führung macht Zoya Masoud, 28, Architektin aus Damaskus, ihr Gesicht ist übersät von dunkelbraunen Leberflecken, die so akkurat plazierte sind, als habe sie jemand dorthin gemalt. Bevor es ins Museum für Islamische Kunst geht, macht sie einen Abstecher zum babylonischen Ischtartor und fragt, ob jemand die Sinan-Pascha-Moschee in Damaskus kenne, in „aš-Šam“, wie sie sagt. Von Damaskus sprechen Syrer nur vor Ausländern. Unter sich sagen sie aš-Šam. Was voller Assoziationen steckt: Es erinnert an den Sohn von Noah, der sich in dieser Region niedergelassen haben soll, kann aber auch Maulwurf heißen, was auf die dicke Besiedlung der Gegend anspricht; außerdem meint es so viel wie das Nördliche, und viele junge Syrer beziehen es auf den Geruch von Jasmin, der über ihrer Stadt lag, bevor sie im Krieg versank.

Also, wer kennt die Moschee in aš-Šam? Vier Arme gehen hoch. Die Guides sind angehalten, das Gespräch zu suchen. „Dialog, Dialog, Dialog“, sagt Robert Winkler. Multaka heißt Treffpunkt, und für eine wirkliche Begegnung muss man miteinander sprechen. „Das ist immer schön“, sagt auch Masoud, „wenn viel gefragt und erzählt wird. Nur manchmal ist es schwie-

rig, wenn zu viele traditionalistische Männer da sind. Dann geht es nach meinem Geschmack zu oft um Koranverse.“

Vor der Mschatta-Fassade, einer mit Reliefs reich verzierten Fassade eines umayyadischen Wüstenschlosses aus dem achten Jahrhundert, entbrennt eine Diskussion. Die Provenienzfrage. Wie kommt das alles hierher? Haben die das geklaut? Auf einmal spielen Rivalitäten eine Rolle, für die hier alle zu jung sind. Das arabische Wüstenschloss lag an der Trasse der Hedschasbahn, die mithilfe deutscher Ingenieure vom osmanischen Sultan Abdülhamid II. erbaut wurde. Als Dank schenkte der Sultan 1902 seinem Verbündeten Kaiser Wilhelm II. die Fassade des Schlosses. Dass ein arabisches Wüstenschloss von einem osmanischen Herrscher an einen deutschen Kaiser verschenkt werden konnte, das ärgert manch einen noch immer. Dann fragt Masoud, was denn noch von dem Schloss übrig sei in Jordanien? „Wahrscheinlich fast nichts“, sagt einer, der auf seinem Smartphone ein Bild von sich in einem Thawb hat, einem weißen Gewand, wie es die Saudis tragen.

Auf dem Weg zum Aleppo-Zimmer, einer Wandvertäfelung aus einem christlichen Bürgerhaus von 1601, begegne ich Reem. Sie möchte ihren Nachnamen nicht in der Zeitung lesen. Sie ist 22, aus Damaskus und studiert seit 2014 an der Freien Universität. Reem ist begeistert von Multaka. „Sie bauen eine Brücke. Ohne die Chance einer Führung auf Arabisch wäre ich hier wahrscheinlich nie hingegangen.“ Dabei ist ihr Deutsch sehr gut. „Aber mir fehlen die geschichtlichen Zusammenhänge.“ Als Nächstes will sie eine Führung im Deutschen Historischen Museum besuchen. Um sich mit der Geschichte ihres neuen Landes auseinanderzusetzen und um herauszufinden, wie die Deutschen es geschafft haben, nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Land wiederaufzubauen. Was vielleicht das größte Verdienst von Multaka ist, nicht nur der Vergangenheit zu begegnen, sondern auch der Zukunft. Am 6. Juni 2015 postete Reem auf Facebook ein Zitat von Barack Obama von seinem Berlin-Besuch 2008: „Völker der Welt – schaut auf Berlin, wo eine Mauer fiel, ein Kontinent sich vereinigte und der Lauf der Geschichte bewies, dass keine Herausforderung zu groß ist für eine Welt, die zusammensteht.“ Dazu ein Foto von der Brücke am Flutgraben, im Fokus die Bar am südlichen Ufer. Der Name der Bar: „Club der Visionäre“. MAREIKE NIEBERDING

## Die Wahl der Qual

Viele Iraner hatten ihr Vertrauen in Wahlen lange verloren. Woher kommt der Erfolg der Reformen?

Die Reformen und Gemäßigten, das ist die Nachricht, die nun überall zu lesen ist, haben bei der Parlamentswahl in Iran gewonnen. Dabei bleibt die Frage offen: Wer sind überhaupt die Reformen und Gemäßigten in einem Land, wo alles kompliziert ist, vor allem das politische System? Und wieso haben so viele Leute ihnen ihre Stimmen gegeben?

Seit langem nämlich fragt man sich in Iran vor jeder Wahl: Soll man überhaupt wählen gehen, wenn es keine freie demokratische Wahl gibt? Wenn man sogar daran zweifelt, ob die eigene Stimme überhaupt gezählt wird? Wenn sowieso nur Kandidaten zur Wahl stehen, deren Qualifikation erst durch den Wächterrat geprüft wird – ein seit jeher konservatives, nicht vom Volk gewähltes Gremium, welches seine Macht ausübt, um die Kandidaten so homogen wie möglich zu machen? Das allein ist für viele Iraner schon Anlass genug, die Wahl als nichtig abzulehnen und zu boykottieren. Das Fundament des Zweifels vieler Iraner am Wahlsystem ist aber die gewaltsame Repression von Seiten der Regierung im Jahr 2009. Damals schenken viele Wähler dem Ergebnis der Präsidentschaftswahl keinen Glauben. Sie gingen auf die Straße und schrien ihre Zweifel heraus: „Wo ist meine Stimme?“ Das war die Leitfrage der sogenannten „Grünen Bewegung“. Seitdem steht jede Wahl in Iran im Schatten dieser Frage.

Vor der aktuellen Wahl wurde etwa die Hälfte der Kandidaten der Reformen durch den Wächterrat aussortiert. Also haben die Reformen und Moderaten ein Wahlbündnis mit den sogenannten Pragmatikern unter den Konservativen geschlossen und zusammen eine Kandidatenliste aufgestellt, die sogenannte Hoffungsliste. Der ehemalige Präsident Mohammad Chatami, der die reformistische Bewegung in Iran 1997 gegründet hat und mittlerweile durch die konservative Justizbehörde als Persona non grata unter Rede- und Bilderverbot gestellt wurde, hat die Landsleute in einem vierminütigen Video über den Messenger „Telegram“, der zum beliebtesten sozialen Netzwerk in Iran avanciert ist, dazu aufgerufen, an der Wahl teilzunehmen und ihre Stimmen den Mitgliedern der Hoffungsliste zu geben. „Ich wiederhole, allen Mitgliedern der Liste“, unterstrich Chatami in seiner Videobotschaft.

Da einige Kandidaten auf dieser Liste nicht nur keine Reformen sind, sondern auch keinen guten Ruf haben (was ihre politischen Aktivitäten angeht), zögerten viele Iraner trotzdem, deren Namen auf den Wahlzettel zu schreiben. Am Ende hielten sie viele für das geringere Übel. In den vergangenen vier Jahren haben die Fanatiker das Parlament dominiert. Denn der Boykott der Parlamentswahl 2011 – aus Enttäuschung, Ärger und Verzweiflung nach den Ereignissen von 2009 – durch viele Menschen, vor allem aus der Mittelschicht in den großen Städten, machte den Weg zum Parlament für die Hardliner einfach. Und genau das sollte dieses Mal nicht passieren: Der Boykott der Wahl bringe nichts, nur ein katastrophales Parlament, argumentierten viele Wähler. „Überall wählen die Leute ihre richtigen Kandidaten, hier in Iran aber gehen wir wählen, damit eine bestimmte Gruppe der Kandidaten auf keinen Fall wiedergewählt wird.“

Zusätzlich bewiesen die Iraner eines: Humor, als Schutzschild gegen die bittere Realität. So wurde der Hashtag „#ichwiederhole“ zum Symbol dieser Wahl. Das führte so weit, dass er ein Eigenleben entwickelte: Viele Iraner, auch prominente Schauspieler, posteten Videos, auf denen sie ihre Lippen zu den Worten Chatamis bewegten, oft geteilt wurde auch die Anordnung einer Frau, die ihrem Mann auf die Einkaufsliste schrieb: „Kauf bitte alle Dinge auf der Liste, ich wiederhole: alle Dinge auf der Liste!“

Das langfristige Ergebnis all dieser Bemühungen bleibt abzuwarten. Letztlich ist die Botschaft dieser Wahl jenseits des Siegs der „Reformen und Gemäßigten“ zu suchen. Viele der Wähler und Wählerinnen haben weder für die islamische Regierung noch für die Reformen gestimmt. Sie stimmten für die Wahl selbst – als den einzigen, nicht gewalttätigen Weg zur Demokratie.

BAHAREH EBRAHIMI

KÖLN	BERLIN	LICH	SCHWERTE	LEIPZIG
11.03.2016	12.03.2016	14.03.2016	15.03.2016	17.03.2016
Kulturkirche	Kulturbrauerei	Kulturzentrum	Rohrmeisterei	naTo
lit.COLOGNE		Bezalel-Synagoge		

»Meisterhaft.« *Miranda July*

»Vendela Vidas neuer Roman ist voller Überraschungen – verstörend und vertraut zugleich.« *George Saunders*

